

Jörn Wilhelm

Landung im Schatten des Donnersbergs

Erinnerungen eines Landpfarrers



Band III
Gemeindepfarrer in Göllheim
1972-1989

Inhaltsverzeichnis

Notizen aus der Jetztzeit I

1972: Landung in Göllheim

Wohnprobleme und die Mühen der Verständigung

„Pfarrer gründet Juso-Verband“

Wahlkampf in Göllheim

Das Olympia-Attentat aus der Ferne

Pfälzische Pfarrer in Wählerinitiativen

Notizen aus der Jetztzeit II

Bewegte Anfangsjahre

Umstrittene Predigten

Erste Reise mit dem „Frauenbund“

„Erdnussparty“ in der Kirche

Das große Zementwerk

Weltjugendspiele in Ostberlin mit Rudi Dutschke

Notizen aus der Jetztzeit III

Rüssinger Geschichten

Dienstfahrt mit Altar

Eine Kirchendienerin mit „angeborenem Schwachsinn“

„...und ihr habt mir Herberge gegeben“

Notizen aus der Jetztzeit IV

Im Gegenwind

„Der rote Pfaff muss weg!“

Revolution mit der Wasserpistole

„Was hatten sie nur gegen uns?“

Notizen aus der Jetztzeit V

Standpunkte

Wyhl: „Nai hämmer gsait!“

Die Reise nach Cottbus

Mein DKP-Trip und sein Ende

„Pfarrer, die dem Terror dienen“

Notizen aus der Jetztzeit VI

Streifzug durch die Seelsorgeregion

Von Seelen und Menschen

Beerdigungen auf dem Lande

Beistand für Kriegsdienstverweigerer

Ein Bruder von der Landstraße

Notizen aus der Jetztzeit VII

Familienbande

Mein Onkel fällt aus dem Rahmen

Notizen aus der Jetztzeit VIII

Trampfahrt durch England, Schottland und Irland

Jugendarbeit, mon amour

Kindergottesdienst und Kindergruppe

Arbeit mit Konfirmanden

Ehemalige Mitarbeiter*innen im Gespräch

Die letzten Jahre der Jugendarbeit

Notizen aus der Jetztzeit IX

1981: Ein wichtiges Jahr der Friedensbewegung

Evangelischer Kirchentag in Hamburg

Der 10. Oktober 1981 im Bonner Hofgarten

Gelöbnisfeier in der Provinz

Straßentheater in der Keiper-Stadt

Nachwort zum Friedensjahr 1981

Notizen aus der Jetztzeit X

Der wiedergewonnene Atem

Leseerfahrungen: Jurek Becker, Dorothee Sölle

Fremd in Japan

Jona: Flucht ins Idyll vor den Katastrophen der Welt

Notizen aus der Jetztzeit XI

Abschied

Tod des Vaters

Noch einmal Tokio: Krankenhaus Toranomom

Warum ich Abschied von Göllheim nahm

Zum Schluss: Die Wiederkehr der Synagoge

Dank und weitere Perspektive

Literaturauswahl:

Personenregister

... (er) entdeckt in sich... eine wundersame neue Fähigkeit. Die Fähigkeit sich zu erinnern. Er erinnert sich nicht wie bisher, unverhofft oder weil er es wünschte, an dies und jenes, sondern mit einem schmerzhaften Zwang an alle seine Jahre, flächige und tiefe, und an alle Orte, die er eingenommen hat in den Jahren. Er wirft das Netz Erinnerung aus, wirft es über sich und zieht sich selbst, Erbeuter und Beute in einem, über die Zeitschwelle, die Ortschwelle, um zu sehen, wer er war und wer er geworden ist.

Ingeborg Bachmann in: Das Dreißigste Jahr

Notizen aus der Jetztzeit I

Immer wieder dieser Traum. Am frühen Morgen, wenn der Schlaf oberflächlicher wird und sich im Geträumten der kommenden Wirklichkeit des Tages annähert. „Quältraum“ nenne ich für mich selbst diese Gattung. Fast immer beschäftigen sich diese Träume mit dem, was ich in vier Jahrzehnten als evangelischer Pfarrer hatte tun müssen. So träume ich nun auch am frühen Morgen des heutigen Tages:

Ich betrete die Kathedrale mit ihren hohen gotischen Säulen, die fast bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Ich fühle mich gut. Ich glaube, eine ausgezeichnete Predigt geschrieben zu haben, welche die Menschen bewegen wird. Wie so oft ist es eine „politische Predigt“, die mutige Worte enthält gegen die Gleichgültigkeit und Apathie der zum Schweigen Gebrachten, die kein Unrecht mehr bemerken wollen, selbst wenn es himmelschreiend ist. Auch den nicht mögen, der solches benennt. Beschwingt dennoch und trotzig trete ich vor den Altar. Wie immer beginne ich mit der trinitarischen Formel, die behauptet, dass ich nicht in eigenem Namen, sondern in höherem göttlichen Namen spreche. Noch genieße ich volle Aufmerksamkeit. Auch für das Folgende: Psalm, Gebet und Lesung. Die an der Liedtafel angeschlagenen Liedverse werden dazwischen raumfüllend und mit Inbrunst gesungen. Nun müsste ich zur Kanzel hinaufsteigen und nehme dafür Bibel und Ringbuch samt Predigt in die Hand. Aber ganz plötzlich befällt mich eine Lähmung, die mich am Aufstehen und Gehen hindert. Es geht nicht! Im wahrsten Sinne des Wortes geht nichts mehr.

Nun beginnt die Quälerei: Weil es nicht mehr weitergeht, fangen die Gottesdienstbesucher an miteinander zu reden. Der Lärmpegel steigt immer höher. Einige stehen auf,

wandern durch die Kirche, sprechen Bekannte an und setzen sich wieder mit Ungeduld im Gesicht. Ich starte einen neuen Gehversuch, doch die Beine sind erstarrt und gehorchen mir nicht mehr. Ein mir offensichtlich bekannter Mann geht auf mich zu, schüttelt mir die Hand und klopft mir aufmunternd auf die Schulter, um sich danach Richtung Ausgang zu bewegen. Das ist der Anfang einer Kettenreaktion. Nicht ohne mir freundlich zuzulächeln, gehen sie, einer nach dem anderen, an mir vorbei. Ihnen reicht offenbar, was ich bisher gesprochen habe und sie vermissen nichts. Soll ich es noch einmal versuchen für die Wenigen, die sitzengeblieben sind? Mühsam erhebe ich mich und tatsächlich gelingt es mir, einige Schritte zur Kanzel hin zu tapen. Aber die Kanzeltreppe ist zu viel für mich: Vor ihr sinke ich ermattet nieder. Inzwischen haben auch die Wenigen sich auf den Weg zum Ausgang gemacht.

Dann wache ich auf. Wie nach einem Alptraum freue ich mich, dass das alles nicht wirklich geschehen ist. Aber es war kein Alptraum. Niemand und nichts hatte mich bedroht. Im Gegenteil: Ich hatte Freundlichkeit und Sympathie gespürt. Aber es war ein Quältraum und die Qual bestand darin, das Richtige nicht zur rechten Zeit sagen zu können.

(August 2018)

1972: Landung in Göllheim

Nicht jedem, der hier landete, erging es gut. Dem kanadischen Piloten jedenfalls nicht, der in der Nähe von Göllheim am Gundheimerhof mit dem Fallschirm notlandete. Mein ehemaliger Nachbar, der Landwirt Günter Hartmüller – damals im Frühsommer 1944 gerade einmal neun Jahre alt –, hat mir jetzt darüber erzählt:

Der Pilot wurde von einer Gruppe Soldaten aufgegriffen, die ihn ins Dorf trieben. Seinen Fallschirm musste er vor sich hertragen. Im Dorf angekommen, versammelte sich um ihn eine Anzahl von Menschen. Von einer Frau – ihr Name war bekannt wurde er beschimpft, bespuckt und geschlagen. Danach wurde er zum Bürgermeisteramt verbracht. Bald darauf sah man ihn auf der Ladefläche eines LKW zurückkommen, in Begleitung mehrerer uniformierter Männer. Sie fuhren zum südlichen Ortsausgang und hielten dort an. Er musste absteigen. Ein auf Urlaub weilender Soldat, der Uniform trug, richtete dann seine Waffe auf ihn und bedrohte ihn mit dem Tod. Sie wollten ihn wirklich erschießen. In diesem Moment flog ein alliiertes Bombergeschwader über sie hinweg und der Pilot riss hilfesuchend die Arme hoch. Vielleicht hat ihm dies das Leben gerettet, denn plötzlich ließen sie von ihm ab. Mit dem LKW wurde er wieder in den Ort gefahren. Wie es ihm dann weiter erging, haben wir nicht mehr erfahren. Er war ein ganz junger Kerl und er hat mir sehr leidgetan.

Wohl schon 1940 war in der Nähe von Göllheim, auf Lautersheimer Gemarkung, ein Bomber der Royal Air Force

vom Typ *Handley Page Hampden*, notgelandet. Ein Originalfoto zeigt den durch einen Flaktreffer beschädigten linken Tragflügel:



Was mit der vierköpfigen Besatzung geschah, darüber gibt es nur recht widersprüchliche und unzuverlässige Angaben. Ein weiteres Foto zeigt, welche große Aufmerksamkeit bei den Gölheimern diese Landung gefunden hat. Helmut Maul, der zu den Jugendlichen der ersten Stunde gehörte, die ich betreute, sandte es jetzt an mich - mit dem obigen Foto und noch zwei weiteren Bildern. Die Bildunterschrift stammt von ihm:



„Es war fast nicht zu glauben, dass ein englisches Flugzeug bei uns notlandet, umso größer aber war die Neugier der Bevölkerung. Mit Kind und Kegel machte man sich auf, um den englischen Bomber, der einen Treffer der Flakabwehr hatte, zu begutachten.“ (H. Maul)

Als ich 1972 landete, war die Neugier ebenfalls groß. Mein Amtsvorgänger Pfarrer Klaus Enders hatte diese Neugier vor meinem Kommen regelrecht geschürt: „Ich bin ja schon rot, aber der, der jetzt kommt, ist röter, als ihr es euch überhaupt vorstellen könnt“. Klaus Enders war im weiteren Verlauf ein sehr lieber Kollege, der leider vor einigen Jahren gestorben ist. Er gehörte zu einem Typus von Pfarrern, den wir „Urpfaks“* „Volksbeglucker“ nannten: Keine Frau, der er unterwegs begegnete, war sicher davor, von ihm nicht gedrückt und umarmt zu werden – und den meisten gefiel das mehr oder weniger gut. Er hatte aber auch eine Eigenschaft, die in der pfälzischen Pfarrerschaft weit verbreitet war: Er plauderte gerne aus der Schule oder vielmehr aus den Pfarrhäusern und über ihre Bewohner – auch wenn sie noch gar nicht anwesend waren ...

* Urpfaks = Die Gründer des Pfälzischen Arbeitskreises für Kirche und Sozialismus. Spielt an auf Pfak =

Pfarramtskandidat; S. Band II S.316f.

Eine Notlandung aber war mein Kommen nicht. Als ich meinen ersten Gottesdienst hielt, war die Kirche fast bis zum letzten Platz gefüllt. Ob die Besucherinnen und Besucher danach schlauer waren, wage ich zu bezweifeln, denn ich hatte sowohl mich wie auch sie überfordert. Den vorgeschriebenen Text aus den johanneischen „Abschiedsreden“ zugrunde legend, war ich in solchem Zusammenhang auf Pier Paolo Pasolinis 1968 angelaufenen Film *Teorema - Geometrie der Liebe* gestoßen, dessen Inhalt ich in der Predigt nacherzählte:

Ein Postbote stellt an der Tür einer Villa ein Telegramm zu, in dem für den folgenden Tag die Ankunft eines Gastes angekündigt wird. Als der Unbekannte, ein gutaussehender junger Mann, eintrifft, erliegen alle Hausbewohner seiner Faszination, er schenkt ihnen allen seine Liebe und er leitet eine Wende in ihrem Leben ein. Nach seiner Abreise hinterlässt er verwirrte Gefühle und seelisches Chaos, das besonders bei den reichen Villenbewohnern zum Zusammenbruch ihrer bisherigen Wertigkeiten führt. Nur die aus einfachen Verhältnissen stammende Haushälterin findet wieder Halt in ihrem Heimatdorf und in der Meditation.

Ich übertrug die schweren Gedanken dieses filmischen Meisterwerks auf die Situation der Urgemeinde, die nach Ostern vom irdischen Jesus Abschied nahm. Zum Schluss appellierte ich an die Fähigkeit, neue Orientierungen zuzulassen und die bisherigen Wertigkeiten in der Begegnung mit dem wirklichen Jesus in Frage zu stellen. Was aber sollte das konkret bedeuten?

Wohnprobleme und die Mühen der Verständigung

Den ersten „Eingeborenen“, den ich traf, verstand ich überhaupt nicht. Es war der Tag, an dem ich mir das

Pfarrhaus zum ersten Mal ansah. Auf der Wiese hinter dem Pfarrhaus, die der Stelleninhaber traditionell zum ohnehin großen mauerumsäumten Pfarrgarten hinzupachtete, begegnete ich ihm: Ein älterer Mann, kleingewachsen und stämmig, mit Stummelzähnen und borstigen grauen Haaren. Er sprach mich an. Doch ich verstand kein Wort. Er brabbelte weiter und durch die Sprachmelodie wurde mir klar, dass er mir eine Frage gestellt hatte. Einfach auf Verdacht hin nickte ich bestätigend. Das war wohl die richtige Antwort, denn freudig ergriff er nun seine Sense und fing an zu mähen. Gleich darauf, nach wenigen Schwüngen mit der Sense, hörte er schon wieder auf, verstaute das gemähte Gras in seinem kleinen Leiterwagen und trollte sich.

Das war, wie ich später erfuhr, Albert Böhmer, der letzte in Göllheim, der Ziegen hielt. Das Gras war für sie bestimmt. Wenn alle so sprachen wie er, musste ich mir die Frage stellen: Wo bist du hier nur gelandet?! Doch zum Glück hatten nicht alle Stummelzähne. Nach einiger Zeit wurde mir der eigenartige Nordpfälzer Dialekt sogar vertraut. Obwohl ich hier die bei weitem längste Zeit meines Lebens verbrachte, habe ich von diesem Dialekt kaum etwas angenommen. Noch immer schimmert das Hamburger Idiom durch die Sprechweise hindurch. Für den Beruf des Pfarrers war diese mangelhafte Integration im Sprachlichen überhaupt nicht förderlich: Immer wenn ich anfang zu sprechen, wechselten meine pfälzischen Gesprächspartner in das, was sie für Hochdeutsch hielten. Der Spontaneität und der Natürlichkeit der Kommunikation tat das entschieden Abbruch und es signalisierte auch die Botschaft: „Du gehörst nicht dazu; du bist und bleibst ein Fremder!“ Wenn aber das Gespräch länger dauerte, fielen meine Gegenüber nach einer gewissen Zeit wieder in ihren angestammten Dialekt zurück und die uneingeschränkte Verständigung konnte beginnen.

Das Göllheimer Pfarrhaus gehörte auch zu jenen „festen Burgen“, die einst erbaut wurden, um einer Pfarrfamilie mit einer großen Kinderschar Obdach zu geben. In einem solchen Domizil hatte ich noch nie gewohnt – und sollte ich zunächst auch nicht wohnen. Denn das Haus war in einem desolaten Zustand: Völlig verwohnt, mit stinkenden Ölfen nur beheizbar und mit unerträglich knarrenden Dielen. Im Hof stand mit bröckelndem Putz ein Nebengebäude, in dem einst der Pfarrer seine hochherrschaftliche Pferdekutsche untergebracht hatte. Der Dekan des Kirchenbezirks Kirchheimbolanden, Werner Schramm, dessen üppiges Aussehen dem eines wohlgenährten Barockfürsten glich, hatte deshalb schon vor meinem Kommen verfügt, dass eine grundlegende Innenrenovierung in Angriff zu nehmen war. Schramm war ein tüchtiger Machtmensch, dem es Spaß machte, solche Bauvorhaben durchzusetzen und auf den Weg zu bringen. Für mich bedeutete das allerdings, dass ich in diesem Pfarrhaus noch nicht wohnen konnte. Mit Familie ohnehin nicht: Weil meine Frau in Ludwigshafen zunächst noch als Lehrerin beschäftigt war und die Kinder bei ihr und ihrer Familie blieben. Wo aber sollte ich mein Haupt betten?

Die Lösung war einfach: Ich bezog ein kleines Häuschen neben dem protestantischen Albert-Schweitzer-Kindergarten, das die Bauherren vom Presbyterium – in völliger Verkennung der Weltläufe – 1966 als Wohnort der Kindergartenleiterin erbaut hatten. Welche Kindergartenleiterin aber hätte hier einziehen sollen, in so unmittelbarer Nähe zu ihrem Arbeitsplatz und solcher räumlichen Einschränkung in diesem Mini-Haus? Für mich aber, der ich nun für eine gewisse Zeit in mein Singledasein zurückzukehren hatte, kam diese Wohnung gerade recht. Aus dem Amtszimmer des Pfarrhauses entnahm ich die Kirchenbücher und das Amtssiegel und richtete mir in einem leerstehenden Raum des Kindergartens ein „Amtszimmer“ ein: Ohne Tisch und nur mit Kinderstühlen ausgerüstet. Hier hielt ich zwei Mal in der Woche Sprechstunden ab, die aber

kaum je besucht wurden. Mir gefiel dieses Provisorium gar nicht so schlecht.

Schon bald wohnte ich in diesem Häuschen nicht mehr allein. Denn Ulrike, inzwischen 4 ½ Jahre alt, vermisste ihren Vater sehr. Sie setzte es durch, dass sie bei mir wohnen durfte. Die erste Zeit genoss Ulrike das unstete Leben noch, in das sie da hineingeriet: Mit unregelmäßigen Mahlzeiten, mit längerem Alleinsein durch meine berufliche Beanspruchung und mit der Unordnung, die bei mir immer mehr ins Kraut schoss. Sie entschädigte sich damit, dass sie außerhalb der Kindergartenzeiten das Spielzeug benutzte, das in den Gruppenräumen lag und sich neue Freundinnen einlud, mit denen sie auf dem Spielplatz spielte. „Warum“, fragte ich sie, die nun schon über 50 ist, „warum bist du eigentlich wieder von mir weggegangen und wie ist das geschehen?“ Ulrike half meiner Erinnerung auf: Die Bücher im Mini-Haus hatten überhandgenommen, sodass es kaum noch ein freies Fleckchen gab; von mir eingeladene Jugendliche waren immer länger geblieben, deren Lärm sie am Einschlafen hinderte; das Schlimmste aber sei der Rauch gewesen, den unser Zigarettenqualm überall verbreitet und der sich wie ein grauer Nebel über alles gelegt hatte.

In ihrer Not rief sie in meiner Abwesenheit bei den Großeltern in Ludwigshafen an und beschwerte sich über ihre Lebensumstände hier. Daraufhin setzte sich ihre Oma, die sonst kaum Auto fuhr, in den VW-Käfer und fuhr im Kostüm und mit entschlossener Miene nach Göllheim, setzte Ulrike kurzer Hand ins Auto und nahm sie mit nach Ludwigshafen. Es war zweifellos eine großmütterliche Entführung, die mich – wie ich mich nun entsinne – zunächst auch ziemlich erboste. Doch dann gewann die Vernunft die Oberhand und ich war froh, von dieser Verantwortung wieder frei zu sein. – Bald darauf änderte Ulrike ihre Meinung erneut und wollte unbedingt wieder zu mir zurück. Aber nun war es zu spät.

„Pfarrer gründet Juso-Verband“

Nach meinem ersten Gottesdienst wanderten die Mitglieder des Presbyteriums mit mir zu einer Besichtigung des Albert-Schweitzer-Kindergartens. Danach beschlossen wir, „noch einen trinken zu gehen“ in der Wirtschaft neben dem Pfarrhaus. Auf dem Weg dahin sprach mich der stellvertretende Vorsitzende des Presbyteriums an, Emil Hild, und stellte sich ins gebührende Licht: Er sei außerdem noch Vorsitzender des Kriegsofferverbandes VdK und des SPD Ortsvereins. Da rutschte es mir einfach heraus: „Dann sind wir ja Genossen!“ Das erfreute ihn sehr, aber ein älterer hochgewachsener Presbyter wurde Zeuge dieser Aussage und verzog ziemlich abgestoßen sein Gesicht. Kein Wunder: Denn er war im Vorstand der örtlichen CDU. Und nun war es ja kein halbes Jahr mehr bis zur Bundestagswahl, die nach dem Verlust der sozialliberalen Regierungsmehrheit im Bundestag notwendig geworden war.

Wieso ich behauptet hatte, ein „Genosse“, also ein SPD-Mitglied zu sein, weiß ich heute nicht mehr. In Wirklichkeit fühlte ich mich immer noch der APO zugehörig, jener Bewegung, die Änderungen im gesellschaftlichen Leben im außerparlamentarischen Raum vorantreiben wollte. Und eigentlich war mir diese Partei auch viel zu „rechts“, etabliert und verbürgerlicht, als dass ich mich in ihr zu Hause hätte fühlen können. Einen Juso-Verband gab es hier, auf dem platten Lande, noch nicht. Unvergessen war auch die „Begegnung“ mit Helmut Schmidt in Heidelberg ... (s. Band II *Mit ausgebreiteten Flügeln*, S.159f.). Aber gesagt, war gesagt: Ich wurde tatsächlich Mitglied der SPD und holte mir das Parteibuch bei Emil Hild ab. Damals wusste ich noch nicht, wie viele Schwierigkeiten mir diese Entscheidung noch bescheren würde...

Mir war aufgefallen, dass die Jugend des Ortes sich nahe der Kirche am Brunnen vor dem Rathaus versammelte.

Jugendräume gab es nicht. Sie wirkten so, als wüssten sie nicht so recht, was sie treiben sollten. Darum sprach ich sie eines Abends einfach an und fragte, ob sie sich vorstellen könnten, mit mir zusammen eine Jugendgruppe zu gründen. Sie waren überhaupt nicht abgeneigt und so verabredeten wir ein Treffen im Evangelischen Gemeindehaus. Unerwartet viele Jugendliche im Alter von 16 bis 18 Jahren kamen zu diesem Abend. Wohl auch deshalb, weil ich über die Zeitung einige Erwartungen geweckt hatte. In der *Rheinpfalz* stand zu meiner Amtseinführung: „In seinem neuen Wirkungskreis will sich Pfarrer Wilhelm vor allem der Jugendarbeit widmen. Auf diesem Gebiet hat er schon einige Erfahrung in Ludwigshafen-Oggersheim sammeln können.“ Als ich sie fragte, was sie von einer solchen Gruppe erwarteten, schälte sich schnell heraus, worum es ihnen ging: Zwangloses Beisammensein, Diskussionen auch politischer Art – immerhin stand bei der Jugend damals der „Weltgeist“ unzweifelhaft links -, Filmabende, Feste feiern. Bloß: Wo sollte das alles stattfinden? Etwa hier im Gemeindehaus? Das war ein ehemaliges kleines Dorfkrankenhaus, mit einem einzigen langgezogenem Raum und einer Einliegerwohnung, in der ein älteres Ehepaar die Wache über alles hielt. Darum blieb es auch bei nur einem lärmgefüllten Abend, an dem so viel geraucht wurde, dass ein bläulicher Nebel keinen Durchblick mehr zuließ. „Tante Mina“, wie ich die unvergessene Hausmeisterin nannte, bedeutete mir unmissverständlich: „So geht es nicht!“ Und sie hatte auch zweifellos recht. Was war zu tun?

Aus meiner gründlichen Kenntnis des Kindergartens wusste ich inzwischen, dass sein geräumiger Keller fast leer stand. Außerdem führte eine Treppe mit separatem Eingang hinunter – die Räumlichkeit war also mit dem eigentlichen Kindergarten überhaupt nicht verbunden. Ein relativ idealer Ort! Nur gab es keine Toiletten. Zunächst war das kein Hindernis, weil ich die Toilette in meiner oben gelegenen Wohnung zur Verfügung stellte. Aber das war auf längere

Sicht kein Zustand. Über das Kreisjugendamt erreichte ich, dass mit einem Zuschuss von 10.000 DM zwei Toiletten eingebaut werden konnten. Der Eigeninitiative der Jugendlichen überließ ich es nun, den Keller nach ihrem Gusto wohnlich zu gestalten. Sie machten sich mit großem Eifer ans Werk. Natürlich war die große Bar das Prunkstück und auch der schockfarbene Anstrich lag ganz im Trend jener Zeit. Die Dorfjugend hatte mit wenig eingesetzten Mitteln in relativ kurzer Zeit ein eigenes Domizil geschaffen.

Schon bald stellte sich heraus, dass es bei der Jugend zwei Gruppen gab: Die erste wollte einfach nur unter sich sein, der Hans seine Grete suchen oder umgekehrt und ansonsten möglichst in Ruhe gelassen werden; die andere war aufgeschlossen für Diskussionen, hatte etwas mitbekommen von der weltweiten Jugend- und Protestbewegung und war bereit, sich auch für politische Inhalte zu engagieren. Aus der letztgenannten Gruppe filterten sich dann auch noch jene heraus, die mit mir die Gesellschaftsveränderung unter der Fahne der Jusos angehen wollten. Es waren immerhin mehr als 10 Jugendliche, die deshalb in die SPD eintraten.

Der Vorsitzende des Ortsvereins Emil Hild – stolz über diesen Mitgliederzuwachs – lud zur Gründungsversammlung eines Juso-Verbandes ein. Er stand meinen Bemühungen um die Jugend sowohl in kirchlicher, wie auch in politischer Hinsicht aufgeschlossen gegenüber. Als aus meiner Sicht schon älterer Herr, mit licht gewordenen Haaren, was er durch Koteletten kompensierte, warnte er mich aber auch: Ich solle bei meinem Einsatz nicht „die mit den langen Unterhosen“ vergessen... -

Nicht lange danach erschien in der *Donnersberger Rundschau* der *Rheinpfalz* unter der Überschrift „Pfarrer gründet Juso-Verband“ der Leserbrief eines Göllheimer Mitglieds der „Jungen Union“. Unter Behauptung vieler Unrichtigkeiten wurde in ihm mein politisches Engagement

harsch kritisiert und von mir als Pfarrer parteipolitische
Abstinenz verlangt.

Die Meinung des Lesers

Pfarrer gründet Juso-Verband

red. Göllheim. Der Vorsitzende der JU-Verbandsgemeinde Göllheim, Peter Stephan, schreibt zur Gründung eines Juso-Verbandes diesen Brief:

„Pfarrer Jörn Wilhelm, erst seit einigen Wochen neuer evangelischer Pfarrer in Göllheim, gründete nach kurzer Zeit auf Grund dessen, daß es in unserer Verbandsgemeinde eine starke Junge Union gibt, einen Jungsozialistenverband. Dagegen ist gewiß nichts einzuwenden; daß er jedoch seine Jugendarbeit nur mit Jungsozialisten betreibt und somit den Großteil der interessierten Jugend vernachlässigt, ist äußerst bedauerlich.

Aber nicht nur in seiner Jugendarbeit sondern auch in seinen Predigten kommt es bei Herrn Wilhelm zu Rollenkonflikten. So betreibt er von „oben herab“ eindeutige Parteipropaganda. In seiner Predigt vom 22. Mai sagte er, daß die erst vor kurzem ratifizierten Ostverträge der erste Ansatz zu einer Verständigung zwischen Ost und West gewesen seien. Daß dies eine falsche Aussage ist, sei folgendermaßen bewiesen: Die CDU/CSU hat während ihrer Regierungszeit das einzige Stück realer Friedensordnung in Europa geschaffen: Die Europäische Gemeinschaft. Die CDU/CSU sprach rechtsverbindlich und uneingeschränkt Gewaltverzicht aus; sie gliederte die ausschließlich zur Verteidigung geschaffene und geschulte Bundeswehr in die internationale und integrierte Struktur des Bündnisses ein und verzichtete auf die Herstellung atomarer, biologischer und chemischer Waffen.

Aber nicht nur die Ostverträge, sondern

auch das Bürgertum brachte Pfarrer Wilhelm zur Sprache. So sagte er, daß die bürgerliche Sorge um Ruhe und Ordnung kleinbürgerlich, also spießbürgerlich sei. Aber sind wir dann nicht alle Spießbürger außer Herrn Pfarrer Jörn Wilhelm?"

Gestern auf der Kanzel

„Du bist ja wohl von allen guten Geistern verlassen“ — so sagen wir mitunter, wenn wir bemerken, daß ein anderer durch seine Worte und seine Taten dabei ist, sich selbst mit allen seinen Werten, Idealen und Hoffnungen zu verraten. Diese Geistverlassenheit ist nicht nur bei einzelnen Menschen zu beobachten, sie kann auch bei Organisationen, Institutionen, ja auch bei Staaten festgestellt werden. Ein kleiner Blick zurück, nicht ohne Zorn: auf jene Zeit, als in Deutschland für jedermann sichtbar die Menschenwürde mit Füßen getreten wurde, als zwar die kleinbürgerliche Sorge um Ruhe und Ordnung nicht begründet war, wohl aber wie in Auschwitz sich das Katastrophale der totalen Geistverlassenheit zeigte. Wie wurde damals Schindluder mit den angeblichen Idealen und Hoffnungen der Menschen getrieben! Die Identität eines ganzen Volkes ist damals verlorengegangen. Sicher: neue Identität ist in einem mühsamen und oft schmerzhaftem Prozeß gefunden worden; die Ratifizierung der Ostverträge hat das ja kürzlich deutlich gemacht, wie hier ein Stück Vergangenheit endgültig überwunden werden konnte. Wie schwer kann es fallen, die Folgen der Geistverlassenheit zu tragen, wie schwer auch dem Geist der Verständigung und Versöhnung zum Durchbruch zu verhelfen!

Aber darum geht es ja: daß Verständigung zwischen Menschen und Völkern möglich ist, das ist ja die große Hoffnung, die von Pfingsten kommt. Denn Pfingsten bedeutet, daß wir uns auf den Weg machen müssen, um die verlorene gemeinsame Sprache wiederzufinden, wie damals in Jerusalem. Um weiterzukommen auf diesem Weg, der oft so mühsam und schwierig ist müßten wir, die wir so bequem und zufrieden mit unseren selbstgebastelten Feinden leben, wohl etwas von dem erleben, was den Zuhörern der Pfingstpredigt des Petrus widerfuhr: als sie hörten von Jesus von Nazareth und seinem Opfergang für die Menschlichkeit Gottes, da gab ihnen das einen Stich ins Herz. Ergriffen von dieser neuen Menschlichkeit wissen sie sofort: So wie bisher kann es nicht weitergehen, es muß etwas geschehen! Und Petrus sagt es ihnen: Euer ganzes Denken, euer ganzer Sinn muß sich verändern im Sinne der Menschlichkeit Gottes. Da gibt es keine bequemen Feindbilder mehr: der Asoziale und der Gestrauchelte können nicht mehr als „Kores“ beschimpft werden, die Jagd auf Kommunisten, wen auch immer man damit meinen mag, findet hier ihr Ende. Da werden wir frei von Angst und Schuld, in uns die Freude und der

... lange Atem der Hoffnung. Laßt uns die verlorene gemeinsame Sprache wiederfinden: Komm heiliger Pfingstgeist! (Gedanken zur Predigt, die am Pfingstsonntag von Pfarrer Jörn Wilhelm in den Kirchen von Gölheim und Rüssingen gehalten wurde.)

Sofort antwortete das „Vorstandskollektiv“ der neugegründeten Jusos – von mir unbeeinflusst – auf diese unqualifizierte Attacke:

„Für eine bodenlose Frechheit halten wir die Unterstellung, Herr Wilhelm würde seine Jugendarbeit nur mit Jusos betreiben und den anderen Teil ... nicht beachten. In diesem Falle hätte sich Herr Stephan wenigstens einmal Informationen einholen können. Herr Wilhelm opfert jede freie Minute damit, einen Jugendraum zu bekommen, den sich die Jugend selbst gestalten kann und, wo sie selbst der Hausmeister sein kann.“

Auch meine Antwort ließ – unter der Überschrift „Keine Parteipolitik in der Jugendarbeit“ – nicht auf sich warten: Mein Plädoyer auf der Kanzel für die Ostpolitik der sozialliberalen Regierung (ich hatte den Inhalt meiner diesbezüglichen Pfingstpredigt in der *Rheinpfalz* -Rubrik *Gestern auf der Kanzel* publik gemacht, s.o.) sei nicht Parteipolitik, sondern es sei ja die „Evangelische Kirche Deutschlands“ (damals noch: EKD), „die in einer Denkschrift den jetzt angebahnten Weg der Verständigung vorgezeichnet“ habe. „Immer wieder haben namhafte evangelische Christen zum Weg der Verständigung gemahnt, um endlich aus der Sackgasse der Illusionen herauszukommen. So hat zum Beispiel der ehemalige Landesbischof Lillje – gewiss nicht verdächtig, der SPD nahezustehen – sich kürzlich eindeutig für eine alsbaldige Ratifizierung der Ostverträge ausgesprochen. Versöhnung ohne Wenn und Aber, Abbau von Feindbildern: In der Tat das Wort, das die Kirche von ihrem Auftrag her

unmissverständlich zu sagen hat.“ Der Weg der Verständigung gelte auch für den inneren Zustand dieses Landes: „Eine Öffentlichkeit, die im Banne der Baader-Meinhof-Angst, weitgehend alles, was „links“, kritisch oder auch nur zur Besinnung mahnend ist, in einen Topf wirft mit den irregegangenen Desperados der Baader-Meinhof-Gruppe, überall nur noch Schreibtischtäter und Gesinnungsgehilfen vermutend, sollte im Sinne der Bergpredigt dazu aufgerufen werden, sich nicht aufhetzen zu lassen zu erneuter Hexenjagd.“

Damit war aber – schon bald nach meiner Landung – die Schonzeit für mich vorbei. Vor der Kirche traf ich den Presbyter Rudolf Haag – Geschäftsführer des benachbarten *Kaufhaus Becker*, ein ansonsten sehr umgänglicher und gescheiter Mann, der fast jeden Sonntag in den Gottesdienst kam. „Herr Wilhelm“, sprach er mich an, „Sie haben, glaube ich, zwei Gesichter. Das erste ist sehr christlich, gutbürgerlich und gewinnend. Aber das zweite gefällt mir weniger: Viele sagen, Sie seien in Wirklichkeit ein Kommunist!“ An meine Antwort kann ich mich noch genau erinnern: „Nein, Herr Haag, mein Gesicht ist überall dasselbe. Ich bin kein Kommunist, sondern ein überzeugter religiöser Sozialist. Und dazu stehe ich.“ Widerstrebend gab er sich damit zufrieden.

Inzwischen war ich aus der Wohnung am Kindergarten ausgezogen, weil nach Ende des Schuljahrs meine Frau mit den Kindern nach Göllheim kam. Die Kirchengemeinde hatte für den Übergang ein älteres, ziemlich verwahrlostes Haus angemietet – bis zur Fertigstellung der Renovierung im Pfarrhaus. Jugendliche halfen mir dabei, dieses Haus wohnlicher zu machen: Wir schütteten Sägespäne in gelbe Wandfarbe und strichen damit die Wände. Für einen flüchtigen Betrachter konnte das aussehen wie Raufasertapete.

Dann hing ich meine Poster auf, die ich von Heidelberg mitgebracht hatte: Ho Chi Minh und mit Zigarren im Mund

Che Guevara und Fidel Castro. Natürlich auch das Poster des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) mit den Konterfeis von Marx, Engels und Lenin und dem ironischen Text „Alle reden vom Wetter. Wir nicht“. Das Mao-Tse-Tung-Poster war nicht dabei, weil ich im Gegensatz zu den meisten SDSlern in Heidelberg mit dem Personenkult um diesen konfuzianischen Despoten überhaupt nichts anfangen konnte. Das Wohnzimmer war notgedrungen auch mein Amtszimmer. Wer mich hier aufsuchte – von der Anmeldung der Taufe, der Trauung bis zur Beerdigung – sah sich von diesen Bildern angesehen und die Kunde davon verbreitete sich überallhin. Kein Wunder, dass viele von denen „mit den langen Unterhosen“ hier eine kommunistische Verschwörung witterten. Da aber die Jugend größtenteils auf meiner Seite zu sein schien, ließ mich das ruhig schlafen.

Wahlkampf in Göllheim

1972 war auch das Jahr jener Bundestagswahl, in dem die SPD den größten Erfolg ihrer Geschichte errang: 45,8 Prozent! Dieses bei einer wohl nie wiederholbaren Wahlbeteiligung von 91,1%. Die SPD hatte solchen Erfolg Bundeskanzler Willy Brandt und Außenminister Walter Scheel mit ihrer mutigen Ostpolitik zu verdanken, aber auch der gekonnten Mobilisierungskampagne des Südpfälzers Albrecht Müller. Ihm gelang es als Wahlkampfleiter, die Parteibasis zu einem bisher nicht gesehenen Einsatz zu bewegen, wobei hier in der ersten Linie die Jusos zu nennen sind, denen ich ja nun auch angehörte.

So kam es, dass ich mitten in Göllheim auf dem Platz vor der Kirche einen Tisch aufstellte, ihn mit Werbematerial bedeckte und einen roten Sonnenschirm mit weißem SPD-Emblem entfaltete. Ich allein betreute diesen Informationsstand, weil alle anderen Jusos bei der Arbeit waren. Leider erntete ich dafür ziemlich befremdete Blicke

und bin wohl nicht viele zu verschenkende Kugelschreiber, Tragetaschen oder Radiergummis losgeworden. Die Blicke besagten eindeutig: „So etwas gehört sich nicht für einen Pfarrer!“ - Als ich eine Woche später einen Stand für *Brot für die Welt* betreute, bei dem ich abgepackte Reisbeutel überteuert für die Spendenaktion verkaufte, war das dagegen ein Riesenerfolg und der Inhaber eines Lebensmittelladens in der Nachbarschaft kam auf mich zu und sagte: „Heute gefallen Sie mir viel besser als letzte Woche!“

Es war allenthalben eine extrem aufgeladene Stimmung im Lande. Die Parteiversammlungen waren überall brechend voll. So auch in Göllheim, als der Pfarrer und Bundestagsabgeordnete Rudolf Kaffka (SPD) in die Wirtschaft *Zum Königkreuz* kam. Wie es hier und in anderen Dörfern noch üblich war, kamen auch die Anhänger der CDU und anderer Parteien zu solchen Veranstaltungen. Sogar der Dorfbürgermeister Hans Appel - Frontmann seiner Wählergruppe - war zugegen. Wie Herbert Wehner an seiner Pfeife nuckelnd, war Kaffka in dieser Wirtshausatmosphäre in seinem Element. Er besaß zweifellos ein großes rhetorisches Talent.

Später (1980), als er wegen Betrugs und Untreue zu zehn Monaten Freiheitsentzug auf Bewährung verurteilt wurde, äußerte er vor dem Urteilsspruch, um sich zu entlasten: „Ich diskutiere lieber acht Stunden lang in verräucherten Wirtsstuben mit Bürgern, als nur 30 Minuten am Schreibtisch zu hocken.“ Zusammen mit seinem Assistenten Weigel hatte er in diesem Jahr 1972 einen obskuren *Verein für staatsbürgerliche und jugendpolitische Bildung* gegründet, dessen Veranstaltungen größtenteils fingiert und deren zugehörige Hotelrechnungen teilweise gefälscht waren. Die Zuschüsse dafür flossen üppig aus Egon Frankes „Gesamtdeutschem Ministerium“ und wurden für die Wahlkreisarbeit der SPD und die Spesenkasse Kaffkas zweckentfremdet.

In der Aussprache zu Kaffkas Werberede geriet ich zum ersten Male mit Ortsbürgermeister Appel aneinander. Appel hatte in seinem Diskussionsbeitrag – wohl im Hinblick auf die starke Polarisierung in diesem Wahlkampf – für Ruhe und Frieden geworben. Sofort trat ich ihm entgegen: Nein, nicht Ruhe, sondern Unruhe sei die erste Bürgerpflicht! Nur durch Unruhe könnten die notwendigen Veränderungen in der Gesellschaft erkannt und vorgenommen werden. Ich zitierte sogar auswendig den Propheten Jeremia, der gegen die an die Mächtigen angepassten Heilspropheten ausrief: „...sie heilen den Schaden meines Volkes nur leichthin, indem sie sagen: ‚Friede! Friede!‘ - und ist doch kein Friede!“ Niedriger tat ich es nicht. Und dies blieb unwidersprochen im Raume stehen.

Das Olympia-Attentat aus der Ferne

Das Jahr 1972 war für die deutsche Politik ein aufwühlendes Jahr: Im April das gescheiterte Misstrauensvotum gegen Brandt und seine sozialliberale Regierung; gleich danach vorzeitige Auflösung des Bundestags und Ansetzung von Neuwahlen im November; der populäre Wirtschafts- und Finanzminister Karl Schiller trat zurück, verließ die SPD und kritisierte perfider Weise zusammen mit dem Altkanzler Ludwig Erhard in gemeinsamen Anzeigen die Wirtschaftspolitik der Regierung. Im Sommer dann der palästinensische Anschlag auf die Mannschaft Israels während der Olympischen Spiele in München und der total gescheiterte Versuch, die israelischen Geiseln auf dem Flugplatz von Fürstenfeldbruck zu befreien. Die Wahl schien damit schon gegen den Friedensnobelpreisträger Willy Brandt gelaufen zu sein.

Am Tag des Olympia-Attentats von München, am 5. September 1972, war ich in der norwegischen Hafen- und Hansestadt Bergen. Vorher hatte ich zusammen mit einem befreundeten Jugendlichen eine Wanderung durch die

Hardangervidda, der größten Hochebene Europas, gemacht. Da ich finanziell ziemlich klamm geworden war, warteten wir in Bergen auf eine von mir angeforderte telegraphische Geldanweisung. Aus Sparsamkeitsgründen bezogen wir in der dortigen Jugendherberge Quartier und es gab nur noch magere Kost. Wir hielten uns tagsüber vor allem in Bryggen an der Seefront dieser alten Hansestadt auf, wo Schiffe landeten und anlegten. Eines von ihnen betrieb einen offenen Fischverkauf. Ein rotfleischiger Fisch war als „hval“ gekennzeichnet und wurde in steaktartigen Portionen verkauft. Ein solches „Steak“ wurde unglaublich billig angeboten, so dass ich für uns beide zwei mächtige Stücke erwarb. Sie schmeckten ganz ausgezeichnet, nachdem wir sie in der Gemeinschaftsküche der Jugendherberge gebraten hatten. Während wir noch aßen, klärte uns ein junger Norweger darüber auf, was für einen Fisch wir da verzehrten: „Hval“ war nichts Anderes als „Wal“, worauf wir selbst hätten kommen können... Es sollte noch 14 Jahre dauern bis endlich das weltweite Walfangverbot in Kraft trat – nun steht es schon wieder in Frage.

In der Jugendherberge hörten wir dann vom Münchner Olympia-Attentat mit der Geiselnahme der israelischen Sportler. Zwei hier ebenfalls weilende junge Frauen aus Israel standen im Mittelpunkt der Anteilnahme. Mit ihnen verfolgten wir am Bildschirm die entsetzlichen Geschehnisse und das stümperhafte Vorgehen der deutschen Sicherheitskräfte. Wir fühlten uns als Deutsche irgendwie mitverantwortlich dafür, dass Juden auf deutschem Boden schon wieder ermordet werden konnten – auch wenn die Täter Palästinenser waren. Als wir das äußerten, lachten uns die beiden Frauen aus Israel völlig zu Recht aus: Das eine habe doch mit dem anderen überhaupt nichts zu tun! Wahrscheinlich spürten sie, dass der gängige deutsche Philosemitismus der Nachkriegszeit eine fragwürdige Bewältigungsstrategie für die historische Schuld am Holocaust gewesen ist. Viel Heuchelei ging damit einher und

sie verhinderte es, dass die richtige Auseinandersetzung stattfand: Um endlich die Täter zu finden und zur Verantwortung zu ziehen. So wie das der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer in den Frankfurter Auschwitzprozessen gegen gewaltigen Widerstand durchgesetzt hat; und was Beate und Serge Klarsfeld so eindrucksvoll zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben.

Pfälzische Pfarrer in Wählerinitiativen

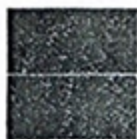
Nach Göllheim zurückgekehrt, konnte ich feststellen, dass der Wahlkampf allenthalben in seine heiße Phase eingetreten war. Im Rückblick titelte die *ZEIT*: „Die Mutter aller Wahlschlachten“. Die CDU/CSU, die von der Wirtschaft mit den meisten Spenden begünstigt wurde, versuchte aus dem Desaster des Olympiaattentats Kapital zu schlagen: „Wenige Tage nach dem Guerillaüberfall auf Israels Olympiamannschaft verteilten Unionschristen Flugblätter, in denen die Sozialdemokraten als knieweiche Kapitulanten angeschwärzt werden: „Mordanschläge, Sprengstoffverbrechen...die SPD handelt erst, wenn es geknallt hat““ (DER SPIEGEL, Nr. 40/1972, S.34). Schlug man die Zeitung auf, so fanden sich ständig Anzeigen, in denen mittelständische Unternehmer und sogar Industriearbeiter vor der vermeintlichen wirtschaftlichen Inkompetenz der SPD warnten, vor der nur die Wahl der CDU schützen könnte. Dahinter standen industrienähe Tarnorganisationen. Nicht zu Unrecht wurde dies als „der Wahlkampf des großen Geldes“ bezeichnet.

Auf diesem Hintergrund der einseitigen Mobilisierung von Berufsgruppen für den Wahlkampf der CDU/CSU – großenteils anonymer Art – wird es verständlich, dass im Sinne der „Gegenöffentlichkeit“ auch die Pfarrerschaft auf ein Engagement hin befragt wurde. Der Südpfälzer Albrecht Müller, Leiter der damaligen Wahlkampagne, brachte es auf den Punkt: „... (zu legen ist) ein starker Akzent auf die

personale Kommunikation und auf die Mobilisierung von Menschen – der Aufbau einer Gegenöffentlichkeit“ (in: Albrecht Müller: *Willy wählen '72 – Siege kann man machen*, Annweiler 1997). Er ist der Begründer der *Nachdenkseiten*, die seit 2003 u.a. der neoliberalen Wende der SPD und ihrer fortschreitenden inhaltlichen Entleerung kommentierend und kritisierend nachgehen.

So kam es, dass am 17. November – zwei Tage vor der Bundestagswahl – eine lang vorbereitete Anzeige in der *Rheinpfalz* erschien, in der unter der Überschrift „PROTESTANTEN zur Bundestagswahl – Wir wählen deshalb diesmal SPD“ 78 Unterzeichnende aus dem Bereich der protestantischen Landeskirche – vorwiegend Pfarrer – sich in der Forderung vereinten: „Willy Brandt muss Kanzler bleiben!“

Als mir der Aufruf zur Unterschrift vorgelegt wurde – ich erinnere mich dunkel, dass er von Landgerichtsdirektor Dr. Ernst Schläfer aus Kaiserslautern initiiert wurde – tat ich mich schwer damit. Im Rückblick noch viel schwerer. Dies obwohl ich bis heute die Inanspruchnahme des Prädikats „christlich“ im Parteinamen der CDU für eine Usurpation halte, die inzwischen überhaupt keine Berechtigung mehr hat. Vor Jahren las ich die Meldung, die beinhaltete, dass im Wörther *Mercedes-Benz* LKW-Werk sämtliche Vorstandsmitglieder das CDU-Parteibuch besaßen und gleichzeitig alle aus der Kirche ausgetreten waren. Das eine bedingte offenbar das andere...



**PROTESTANTEN
zur Bundestagswahl**

Wir wählen deshalb diesmal **SPD**

Als evangelische Christen protestieren wir gegen den Mißbrauch des Wortes „christlich“ durch die CDU/CSU.

Das Wort christlich kommt von dem Namen Jesus Christus und sagt aus, was Jesus Christus nach dem Zeugnis des biblischen Evangeliums für alle Menschen ist, tut und will. Deswegen kann der Name Jesu Christi und was christlich ist nicht von einer Partei für ihre politischen Zwecke, ihre Wirtschaftsinteressen und ihr Machtstreben mißbraucht werden. Wer dies tut, handelt wider das dritte Gebot:

**Du sollst den Namen des Herrn,
deines Gottes, nicht mißbrauchen;
denn der Herr wird den nicht un-
gestraft lassen, der seinen Namen
mißbraucht.**

Deshalb ist eine „christliche“ Partei ein Widerspruch in sich selbst.

- Ist es christlich, die Versöhnung mit dem Osten abzulehnen und zu hintertreiben, wie es die CDU/CSU getan hat?
- Ist es christlich, gegen den politischen Gegner einen solchen Verleumdungsfeldzug zu führen, wie ihn die CDU/CSU seit Jahren und insbesondere in diesen Tagen führt?
- Ist es christlich, das politische Geschäft mit der Angst vor einer Inflation zu betreiben, die von den hinter der CDU/CSU stehenden kapitalistischen Wirtschaftsmächten mitverursacht wird?
- Ist es christlich, die notwendige Opposition in einem demokratischen Staat als politische Sabotage auszuüben, wie dies die CDU/CSU in den vergangenen drei Jahren getan hat?
- Ist es christlich, sich mit fremden Federn zu schmücken, wie es die CDU/CSU mit der Rentenreform tut?
- Ist es christlich, die Treulosigkeit einiger Überläufer als Gewissensentscheidung zu deklarieren, wie es die CDU/CSU versucht?
- Ist es christlich, die Lüge zu verbreiten, als sei die CDU/CSU die Rettung vor einem drohenden Untergang Deutschlands?

Das neunte Gebot lautet:

Du sollst kein falsches Zeugnis